

Was wurde eigentlich aus ...

... dem Elektriker, der den Strom abklemmt?

Seitdem Heinz Galle sein Einsatzgebiet gewechselt hat, fühlt sich jeder Arbeitstag für ihn ein bisschen an wie Urlaub. Statt an Mietskasernen fährt er jetzt, wenn er unterwegs ist, an Spargelfeldern und Bauernhöfen vorbei. Vor allem hat Galle bei der Arbeit keine Angst mehr.

Seit 37 Jahren ist Galle Elektriker bei der Emscher Lippe Energie GmbH. Als »Sperrkassierer« klemmt er in Gelsenkirchen Menschen den Strom ab, die ihre Rechnung nicht bezahlt hatten. Seine Besuche veränderten das Leben dieser Leute; danach konnten sie nicht mehr kochen, nicht mehr warm duschen. In ihren Wohnungen wurde es früh dunkel.

Im April berichteten wir über Menschen, die sich den Strom nicht mehr leisten können. Die »Energiearmut« hat auch mit der Energiewende zu tun. Um Solarparks, Wasserkraftwerke und Windkraftanlagen zu finanzieren, wurde der Strompreis erhöht. Heute ist er doppelt so hoch wie vor zehn Jahren. Das trifft besonders Ärmere: weil ihre Energiekosten einen hohen Anteil am Einkommen ausmachen. Weil sie oft teure Elektroheizungen haben. Weil sie sich keinen sparsameren Kühlschrank leisten können.

Für den Artikel *Die Abgeklemmten* begleiteten wir den Elektriker Galle bei der Arbeit. Viele Menschen ließen ihn nicht rein. Andere riefen ihn »Arschloch« und bespuckten ihn. Einmal sei er krankenhaushausreif geschlagen worden, erzählte Galle. Seit Jahren hatte er bei der Arbeit Bauchschmerzen. Und Stress. Längst zog er keine Schutzhandschuhe mehr an, um am Stromzähler bloß keine Zeit zu verlieren.

Kurz nachdem der Artikel erschien, ging ein Kollege Galles in Rente, Galle übernahm. Er arbeitet jetzt bei Bottrop. Ländliche Gegend, ältere Leute. Meist kontrolliere er Stromzähler, ein ruhiger Job, »kein Vergleich zu Gelsenkirchen«. Dort macht Galles alten Job jetzt ein Leiharbeiter. »Dem geht es wie mir früher«, sagt Galle. »Aber er ist jünger. Er kann schneller rennen.«

LAURA CWIERTNIA



Walter Kohl, 54, aufgenommen in Kronberg im Taunus

Foto: Marka Hintzen für DIE ZEIT/Getty Images (U.)

... der Schriftstellerin Ilse Helbich?

Wenige Dinge erfrischen den Alltag so sehr wie ein Anruf bei Ilse Helbich. Ihre dunkle Stimme, das freche Lachen, die lästerlichen Bemerkungen – so ist sie, die Autorin Ilse Helbich. In diesem Jahr wurde sie 94 Jahre alt. Mit 80 hat sie begonnen zu schreiben, heute gibt es schon eine kleine Helbich-Edition!

Zu Beginn dieses Jahres besuchten wir Ilse Helbich in ihrem Zuhause, einer alten Post, die sie im Kampthal bei Wien bewohnt. Wir redeten einen ganzen Tag lang über das Älterwerden, für einen Artikel, der im Februar im *ZEITmagazin* erschien, Titel: »Ey, Alter!«. Ilse Helbich hatte uns mit einem kleinen Buch angelockt, in dem sie beschreibt, wie die Jahre abschleifen, was uns mal so wichtig war. Den sicheren Schritt, den scharfen Blick. *Schmelzungen* heißt das Buch und hat verstörende Passagen über Trübungen der Augen, die Schwäche beim Gehen am Hang und das Ausruhen auf einem Stein, von dem aus die Kälte in den Körper kriecht.

Wir redeten darüber, wie man Ausschau nach einem Ort hält, an dem man begraben werden will. Heute, wo das Jahr fast vorbei ist, kann Ilse Helbich davon erzählen, dass sie ein neues Buch veröffentlicht hat, wie alle ihre Bücher im Droschl-Verlag. *Im Gehen* heißt es, sie sagt: »Es ist mein erster und sicher letzter Gedichtband!«

Booklaunch im September. Wien. Großer Bahnhof! Lesung der Gedichte durch die Schauspielerin Anne Bennent. Mit ihrer Stimme habe die Freundin »das Wilde« aus ihren Gedichten herausgeholt, »das Zerrissene«, bis hin zu »Todesvorstellungen einer Zwölfjährigen«. Einige Damen im Publikum seien schockiert gewesen, »die hatten sich wohl bei Alterslyrik etwas Weicheres erhofft«, sagt Helbich und lacht mit ihrem malzigen Alt. Insgesamt: Riesenerfolg. Interviews. Ganzseitige Story im Wiener *Standard*.

Was war noch? Aufgeräumt hat sie. All ihre Manuskripte gesichtet. »Ich habe meinen Vorlass dem Land Niederösterreich übergeben.« Etwas habe sich sehr schön gerundet. Wenn auch »dieser ganze Eustress!« Also »Eu wie Euphorie, wie schöner Stress«. Der habe das Herz ins Stolpern gebracht.

Mal wieder davongekommen!

Gefühl der Dankbarkeit. Sie habe natürlich bemerkt, wie sich die Dinge verändern. Im Garten sind die Rotschwänzchen verschwunden. Keine Bachstelzen mehr. Aber noch Grasmücken. Im Wald das Eschensterben. »Aber die Rosen haben geblüht. Der Himmel ist noch da, und die Wolken ziehen.« Sie wundert sich, warum die jüngere Generation nicht heftiger gegen die Naturzerstörung protestiere.

Sie blicke jetzt einer ruhigen Zeit entgegen, sagt Ilse Helbich. Sie plant über die Festtage, wenn ihre Haushaltshelfer freihaben, ihren Rückzug in ein Stif für Ältere. Ilse Helbich gerät ins Schwärmen, welche Vorteile das hat, ab und zu ein Abstecher ins Altersheim. Allein der wunderbare Masseur! Offen ist fürs Jahressende nur noch: Sortierung der Einladungen für Weihnachten. Wer will sie nicht alles dabei haben, die Kinder, die vielen Freunde!

SUSANNE MAYER

... Walter Kohl, dessen Vater starb?

Zweimal in diesem Jahr sah es so aus, als ob es für Walter Kohl nicht weitergehen würde. Beim ersten Mal standen er und seine Frau Kyung-Sook mit einem klapprigen Minicamper mitten im Busch in New South Wales, Australien. Der Wagen, mit dem sie quer über den Kontinent fahren wollten, war im Schlamm einer Talsohle stecken geblieben.

Beim zweiten Mal stand Walter Kohl vor der Tür seines Elternhauses in Ludwigshafen-Oggersheim. Auch da war Schluss.

In Australien war es Teil des Problems, dass Kohl und seine Frau allein waren. Vor der Tür in Oggersheim hingegen schaute ganz Deutschland zu – bei einem grellen öffentlichen Trauerspiel. Im Juni 2017 war Helmut Kohl gestorben. Jahre zuvor hatte der Kanzler der Einheit den Kontakt zu seinen Söhnen abgebrochen. So erfuhr Walter Kohl aus dem Radio vom Tod des Vaters. Wenig später sprach das Land über die Bilder aus Oggersheim: Sie zeigten Walter Kohl, der sich an Polizisten vorbei in sein Elternhaus drängte. Als er Tage später mit seinem Sohn und seiner Nichte den Verstorbenen noch einmal sehen wollte, wurde er nicht mehr eingelassen. Seine Stiefmutter Maika Kohl-Richter hatte ihm Hausverbot erteilt. Sie bestimmte auch, wo der Tote beerdigt werden sollte – gegen den Willen der »alten« Familie, die aus Protest den Trauerfeiern fernblieb. Das Familiendrama im Hause Kohl nahm offensichtlich kein Ende.

Im Februar hatte Walter Kohl dem *ZEITmagazin* ein Interview gegeben. Darin ging es

auch um den Konflikt mit dem damals noch lebenden Vater. »Ich habe beschlossen, meinen einseitigen Frieden damit zu machen«, erzählte Kohl. Er betonte, wie befreiend diese einseitige Versöhnung für ihn gewesen sei.

Der Tod des Vaters, sagt Walter Kohl heute, sei »der Härtestest« für sein Versöhnungsversprechen gewesen. An einem Novembertag sitzt der 54-jährige im Taunus, wo er lebt, in einem Café beim erneuten Gespräch mit der *ZEIT*. Auf der Speisekarte: Zwiebelsuppe, Eintopf mit gerösteter Mettwurst, Buttercremerote, solche Sachen. Die Einrichtung: im Stil der frühen Ära Kohl. »Ich bin jetzt der älteste lebende Kohl«, sagt der Sohn. Dann spricht er über die Tage im Sommer. Über die Trauerfeiern, die er daheim vorm Fernseher verfolgt habe. Über das Grab des Vaters in Speyer: »Ich habe es später besucht und war erschüttert über den Zaun, die Videoüberwachung und ein liebloses Holzdeck, mit dem das frische Grab damals abgedeckt war. Das passt überhaupt nicht zu meinem Vater.« Der gehöre ins Familiengrab, neben Hannelore, die Mutter von Walter und Peter.

Am schwierigsten, sagt Walter Kohl, sei jener »Moment absoluter Leere« gewesen, als er sich damit abfinden musste, dass es mit dem Vater keine letzte Aussprache gegeben hatte. Damals entschied Walter Kohl, sich nicht zu verkriechen. »Ich habe eine ungewöhnliche Form der Trauerarbeit gewählt. Aber wenn man aus dieser Familie kommt, ist leider so gut wie nichts gewöhnlich.« Wenige Tage nach der Beerdigung

stieg Walter Kohl, im Hauptberuf Unternehmer, wieder als Lebenscoach vor 200 Zuhörern in Bayern auf eine Bühne. Wie sagten seine Eltern immer? »Du musst stehen!«

Es kursierten dann Geschichten, die Walter Kohl »infam« nennt. Es hieß, er habe den Eklat vor verschlossener Tür inszeniert, um der Witwe zu schaden. »Wie hätte ich das inszenieren sollen?«, fragt Kohl. »Ich hatte doch gar keine Kontrolle über die Situation. Und bin wenige Tage zuvor ja noch ins Haus gelassen worden.«

Walter Kohl nahm ein Instrument zu Hilfe, das ihm immer suspekt war: die öffentliche Aufmerksamkeit. Ende August ging er in die ZDF-Talkshow *Markus Lanz*. »Als ich anfang zu sprechen, war es totenstill, ich konnte das Studiopublikum atmen hören. Aber nach wenigen Minuten merkte ich an den Reaktionen, auch am Applaus, dass ich verstanden wurde.« 36 Minuten lang legte er seine Sicht der Dinge dar, ohne ein allzu böses Wort über die Witwe zu verlieren. Danach, sagt Walter Kohl, habe er sich befreit gefühlt.

Wenn er als Coach Reden hält, spricht Walter Kohl oft über Lebenskrisen und darüber, wie man hinausfindet. Es geht viel um Selbstbestimmung. Er sei froh, dass das Coaching auch bei ihm selber funktioniert habe, sagt er. »Für mich war 2017 trotz allem ein gutes Jahr.«

In Australien, wo sie mit ihrem Campingwagen stecken geblieben waren, legten sie übrigen Äste unter die Räder. Danach ging es auch weiter.

STEFAN SCHIRMER

... dem Flüchtling, der Facebook verklagte?

Am Rande Berlins, nahe der S-Bahn-Station Adlershof, nimmt das Leben des Syrers Anas Modamani langsam wieder Normalität an. Dort ist er nicht mehr der Junge, der mit der Kanzlerin 2015 ein Selfie machte und den der Mitarbeiter einer Nachrichtenagentur dabei fotografierte. Er ist auch nicht mehr der junge Mann, der im Frühjahr 2017 Facebook vor Gericht gebracht hat. Seit Oktober dieses Jahres ist er einfach nur ein frisch immatrikulierter Student der Informatik auf dem Campus Nord der Humboldt-Universität. Ein Flüchtling, der in Deutschland eine neue Chance bekommt.

Im Februar hatten wir über Modamani geschrieben. Er saß in einem Saal des Würzburger Landgerichts und wollte Facebook dazu bringen, Beiträge von Rechtsextremen zu löschen, die sein Selfie mit der Kanzlerin missbrauchten, um ihn als Terroristen zu verleumdern. Er stand im Licht der Kameras, internationale Fernsehteam waren angereist. Was war geschehen?

Als der Begriff »Willkommenskultur« nur noch ein erkautes Wort war und Deutschland erbittert über Angela Merkels Flüchtlingspolitik stritt, montierten anonyme Facebook-Nutzer Modamanis Bild in allerlei falsche Zusammenhänge. Mal wurde sein Gesicht mit dem Überfall auf einen Obdachlosen in der Berliner U-Bahn in Verbindung gebracht, mal mit einer Brüsseler Terrorzelle, mal mit dem Anschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt. Modamani sah sich als Opfer einer Hetzkampagne. Er verklagte Facebook auf Löschung aller falschen Bilder, die im Internet kursierten. Er verlor. Das Landgericht Würzburg war der Ansicht, Facebook habe sich die Verleumdung nicht zu eigen gemacht.

Eigentlich liebt es Anas Modamani, fotografiert oder gefilmt zu werden, er mochte auch Facebook. Von Journalisten hält er sich seit einigen Monaten dennoch fern, auch mit der *ZEIT* möchte er am Ende dieses Jahres nur telefonieren. Er hat mit dem, was in Deutschland »Öffentlichkeit« genannt wird,

keine guten Erfahrungen gemacht. Und die Reporter, fürchtet er, halten ihn ab von seiner Arbeit bei McDonald's. Von der Wohnungssuche, die nie enden will. Und vom Deutschlernen.

Dass Modamani, der mittlerweile 20 Jahre alt ist, nicht mehr ständig über das Verfahren aus dem Frühjahr reden mag, könnte auch damit zu tun haben, dass er die Niederlage persönlich nimmt. »Ich habe verloren«, sagt er. Und klingt dabei so melancholisch wie manche der Gedichte und Gedanken, die er seitdem auf Facebook veröffentlicht; etwa ein Zitat aus dem Buch *5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen*:

1. Ich wünschte, ich hätte mein eigenes Leben gelebt.
2. Ich wünschte, ich hätte den Mut gehabt, meine Gefühle zu zeigen.
3. Ich wünschte, ich hätte weniger gearbeitet.
4. Ich wünschte, ich hätte Kontakt mit meinen Freunden gehalten.
5. Ich wünschte, ich hätte mir erlaubt, glücklicher zu sein.

JOHANNES GERNERT

WIE WAR IHR JAHR?

Chris Dercon



Der 59-jährige Belgier beerbte 2017 nach langem Streit Frank Castorf als Intendant der Berliner Volksbühne

Was haben Sie in diesem Jahr zum ersten Mal getan?
Auf einer gigantischen Drehbühne mit 18 Meter Durchmesser gestanden.

War 2017 besser oder schlechter, als Sie es Silvester 2016 erwartet hatten?
Es war turbulenter, als ich erwartet hatte.

Wer war für Sie 2017 eine Hoffnung?
Alle Künstler*innen und Mitarbeiter*innen unserer Eröffnungswochen.

Und wer war eine Enttäuschung?
Meine Dienstherrin.

Was war Ihr persönlicher Sieg 2017?
Schwimmen im Berliner Schlachtensee bei 15 Grad Wassertemperatur.

Und Ihre Niederlage?
Die kurzfristige Konzertabsage von Raperin Kate Tempest.

Worüber haben Sie sich am meisten gefreut?
Die weltumarmende Präsenz des Publikums und der Tänzer an unserem Eröffnungstag im September auf dem Tempelhofer Flugvorfeld.

Und worüber am stärksten geärgert?
Die Aussage, Tanz sei die Sparte der Unmündigen.

Was war für Sie die größte Überraschung?
Dass Brüssel (die Wiege des Surrealismus) und Belgien plötzlich überall in der Literatur vorkommen – siehe Salman Rushdie und Robert Menasse.

Was haben Sie 2017 vermisst?
Den einen oder anderen »Freund«, der dann doch in schwierigen Zeiten nicht da war.

Auf welche Nachricht(en) hätten Sie am liebsten verzichtet?
»Donald Trump legt den Präsidenteneid ab« (20. Januar 2017).

Was würden Sie in diesem Jahr gerne korrigieren, an sich selbst und an anderen?
Weniger Zynismus.

Was haben Sie 2017 Wichtiges gelernt?
Wie schwierig es ist, ein Stadttheater in Berlin komplett mit WLAN auszustatten.

Was war Ihr schönster Ort?
El Hierro, die kleinste, wildeste, naturbelastetste und einsamste Kanarische Insel.

Und Ihr schönster Moment?
Ich hoffe immer bis zum letzten Tag des Jahres, dass der allerschönste Moment noch kommt.

Was war Ihre beste Tat?
Immer weniger Social Media.

Wie lautet Ihre Überschrift für das Jahr 2017?
Fluctuat nec mergitur: amor fati. (Der Wahlspruch der Stadt Paris, frei übersetzt: »Sie schwankt, aber sie geht nicht unter: Liebe das Unausweichliche.«)

Was war für Sie der spannendste Moment?
Die zurückkehrende, zuvor beinahe abhandgekommene Begeisterung für Berlin.

Welche der Fragen, die Sie beschäftigen, ist auch 2017 unbeantwortet geblieben?
Was ist linke Kulturpolitik? Inwieweit darf Kultur politisch instrumentalisiert werden?

Was wünschen Sie Deutschland für 2018?
Mehr Europa!